



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

B., K.: Zur Geschichte der litterarischen Kritik

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

und mit staunenswerter Geschicklichkeit an seinen unglückseligen Hunden ausgeführt hat. Die Wahrheit, um deren Feststellung es uns hier zu thun ist, wird auch durch diese Messungen nicht gefährdet, und wenn dieser Aufwand von Geist keinen andern Zweck verfolgte, als den Geist nun endlich einmal für immer umzubringen, dann thut es uns nicht weniger leid um den vergebens aufgewandten Geist wie um die erfolglos gemarterten Opfer der wissenschaftlichen Hundeschinderei. Auch dieser neuen „wütenden Jagd“ gilt das Wort Schillers:

Alles will jetzt den Menschen von innen, von außen ergründen;  
Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der wütenden Jagd?  
Dich zu fangen, ziehen sie aus mit Netzen und Stangen;  
Aber mit Geistestritt schreitest du mitten hindurch.



## Zur Geschichte der litterarischen Kritik



ie deutsche Litteraturgeschichte scheint schon deshalb — und deshalb wohl auch besonders im Auslande — zu so reicher Bearbeitung anzuregen, weil sie wie keine andre der Welt im Mittelpunkt aller Litteraturen steht und darum schon durch sich selbst eine weite und oft sehr ins einzelne gehende Übersicht über alle andern ermöglicht. Die Deutschen sind von Natur mehr aufs Erkennen und Deuten angelegt, und so hat sogar ihre schöne Litteratur etwas von der Sammelwut und Grübelelei angenommen, die ihrer Wissenschaft und praktischen Thätigkeit unter gelegentlichen unfruchtbaren Auswüchsen doch immer wieder den entscheidenden Einfluß in der Kulturarbeit verschafft haben. Wer sich das beste zu eigen machen will, muß alles geprüft haben oder will wenigstens nach dem Maße menschlicher Kräfte alles geprüft haben. Deutschland wird schon durch seine geographische Lage zu solcher in die Runde schauenden prüfenden Thätigkeit eingeladen, aber die Natur seiner Bewohner überbietet noch bei weitem die äußere Anregung. Wenn es dem deutschen Wagner, der „viel weiß,“ auch nicht gelingen will, „alles zu wissen,“ so darf er doch das Bewußtsein hegen, daß, so viel an ihm liegt, er nicht die Schuld daran trägt. Und wenn auf dem Gebiete der Kunst die Ansichten über die Kunst „an sich,“ wie sie ist und sein muß, noch immer weit auseinandergehen, so

liegt die Schuld daran nicht an Vernachlässigung der theoretischen Studien im deutschen Litteratur- und Kunstleben.

Die Haupttriebfeder hierbei war stets — und die Ansätze hierzu lassen sich schon im frühen Mittelalter erkennen — jene eigentümliche Teilnahme für das Wesen und Treiben der Gesamtheit des Menschengeschlechts, also gerade für Sitten und Denkungsart anderer, ein an sich menschlich schöner und theoretisch höchst fruchtbarer Charakterzug, der aber bekanntlich praktisch sehr oft ausartete, wie man nun einmal hier auf Erden die Fehler seiner Tugenden hat. Und wie Anlage und Bestimmung beim einzelnen Menschen in einander übergehen, so daß man nicht weiß, welche der entscheidende Bildner seines Lebens war, so ist es auch hier in der Geschichte eines Volkes schwer zu sagen, ob sein ursprünglicher Charakter, ob seine äußern Umstände, sein Geschick in ihr das Ursächliche darstellt. Wie das deutsche Reich als hartumstrittener Mittelpunkt einer unruhigen Welt gegensätzlicher Nationen heranwuchs, oft der Tummelplatz ihrer Kriegsheere, so ist das deutsche Leben dem Zusammenfluß entgegengesetzter Strömungen aller Art und jeder Richtung von jeher ausgesetzt, die deutsche Gesellschaft meist ein Stelldichein fremder Moden, die deutsche Litteratur ein offener Sprechsaal für alle nur möglichen Völkergegensätze und Meinungsverschiedenheiten in Kunst-, Welt- und Lebensanschauung gewesen. Schon die Notwendigkeit, sich in diesem Wirrwar zurechtzufinden, noch mehr aber das Bedürfnis, sich vor dem Andrang des Fremden in seiner Selbständigkeit zu behaupten, die eigne Art dem selbstgewissen und selbstgefälligen Auslande gegenüber gehörig abzuwägen (wenn auch vorläufig meist nur in dem Streben, sich ihm anzugleichen), alles dies mußte schließlich zu jenem durchgehenden Überwiegen des gelehrt kritischen Sinnes über den freischöpferischen führen, der der deutschen Litteratur nachgerade für immer seinen Stempel aufgedrückt hat. Schriftsteller und Publikum stehen auch hier in Wechselwirkung. Keines ist der ausschlaggebende Teil, denn die Schaffenden stehen mit der aufnehmenden Gesellschaft unter den gleichen bestimmenden Verhältnissen. Kein Wunder, daß bei uns die Universitäten die Stelle einnahmen, die das Theater und schöngeistige Vereine der ausländischen Dichtung boten, daß ein bestimmtes, besoldetes Fachpublikum den freien Anteil an der Litteratur schließlich immer mehr ersetzen mußte und daß, wie Gervinus bereits im ersten Drittel des Jahrhunderts feststellen konnte, auch der freie Schöpferhauch, der von unsrer großen Dichtergeneration Ende des vorigen ausging, nicht imstande gewesen ist, dieses eingewurzelte Verhältnis wesentlich zu verändern.

Die Geschichte der poetischen Theorie und Kritik muß daher in Deutschland nicht bloß für die Litteraturgeschichte, sondern auch für die Erkenntnis seiner geistigen Eigenart im allgemeinen, ferner als eine Art Allgemeinvertretung, als ein Magazin des litterarischen Lebens aller Völker besondere Bedeutung haben. Es ist das auch nie bezweifelt und oft genug besonders

hervorgehoben worden. Zu einer planmäßigen, methodischen, gesonderten Erforschung und Darstellung dieses Gebietes ist es aber in Deutschland — vielleicht gerade infolge der eher zu- als abnehmenden thätigen Teilnahme an theoretisch-litterarischen Dingen — lange nicht gekommen. Was den Geist praktisch und lebendig sich bethätigen läßt, regt am wenigsten zu seiner historischen Abschätzung und Würdigung an. Gleichwohl stellte sich die Notwendigkeit litterarhistorisch immer mehr heraus, und auch im Hinblick auf die lebendige Litteratur scheint es unter diesen Umständen sehr rätlich, durch unzweifelhafte Festsetzung geschichtlicher Werte dem übermäßigen Schwanken der Meinungen über ihre gegenwärtige Bestimmung ein wenig Einhalt zu thun. Litteraturgeschichte und Ästhetik haben sich denn auch in den letzten Jahren mit Entschiedenheit dem lange versäumten gemeinsamen Gebiete zugewendet und dabei nebenhin die Entdeckung machen können, daß dies zugleich für die im letzten Menschenalter von beiden Disziplinen beliebten Einseitigkeiten sehr zuträglich war. Der Litterarhistoriker konnte hier einsehen, wie eng und unzulänglich sich sehr oft die als neues Heil von ihm verkündete Beschränkung auf die philologische Aufgabe bei wichtigen, ja letztentscheidenden Forderungen seiner Wissenschaft erwies. Der Ästhetiker konnte am ehesten von dem selbstgefälligen Breittreten systematischer Abstraktionen zurückgebracht werden, wenn er an die meist sehr unscheinbaren, vielfach verzweigten und trüben „empirischen“ Quellen erinnert wurde, aus denen die „absolute“ Klarheit seiner großen Sätze und tönenden Wendungen zusammengelassen war. Seit ich in einem Buche über die Renaissancepoetik in Deutschland mit einem ganz besonders unbeachteten und verachteten, aber darum nichtsdestoweniger grundlegenden Ausschnitt der hier in Rede stehenden Litteratur den Anfang gemacht habe, hat sich das Schlagwort „historische Poetik“ nicht bloß alsbald der gelehrten und ungelehrten litterarischen Debatte bemächtigt und auf die philologische und ästhetische Facharbeit zusehends mehr Einfluß gewonnen, sondern auch bereits eine ansehnliche Reihe von Monographien angeregt, die die historische Verfolgung der theoretischen und kritischen Seite des litterarischen Lebens zum Zweck haben oder sie stark in den Vordergrund stellen. Vor uns liegt ein Werk, das durch Ausdehnung, Vorwurf und Gründlichkeit seiner Behandlung gleichermaßen zu einem Ausblick auf diese Bestrebungen der gegenwärtigen Litteraturforschung einladen kann; der Verfasser, Professor Braitmaier in Tübingen, hat ein Recht, hier in erster Reihe genannt zu werden. Denn zunächst ohne Beziehung zur Öffentlichkeit hat er schon seit einer Reihe von Jahren dieser unbeachteten Seite der Litteraturgeschichte seine Aufmerksamkeit zugewandt, nicht

\*) Geschichte der poetischen Theorie und Kritik von den Diskursen der Maler bis auf Lessing. Von Friedrich Braitmaier. Erster und zweiter Teil. Frauenfeld, Huber, 1888/89.

aus privater Vorliebe, sondern weil er in seiner Lehrthätigkeit die hier klaffende Lücke ganz besonders stark empfunden hatte. Als Philologe auf jenem gediegenen Untergrunde philosophischer Schulung und Bildung stehend, der in der Zeit ihrer Blüte die Gelehrsamkeit auszeichnet und den naive Bequemlichkeit wohl nun am längsten bei uns als entbehrlich bezeichnet haben wird, zugleich eifriger Sammler der einschlägigen Litteratur und ihr genauer, oft nur zu genauer Ausleger hat er mit seinem Werke einen starken Schritt vorwärts in dem Ausbau der geschilderten Forschungsreviere gethan und noch mehr Erwartungen erregt durch das, was er im Anschluß daran in Aussicht stellt. Denn während die vorliegende Probe der Studien, die ihm zur Lebensaufgabe geworden zu sein scheinen, einen kleineren, wenn auch höchst wichtigen Abschnitt in der Geschichte der poetischen Theorie bieten, zielt das Vorwort auf eine Gesamtdarstellung hin, wie sie in der That nur ein Gelehrter zu geben imstande ist, der sein Leben an die Bewältigung dieser Aufgabe setzt.

Braitmaiers Werk schließt sich nach der Vorrede an meine Poetik der Renaissance an. Die dazwischenliegende größere Arbeit Steins, die den Vorwurf noch einmal rein vom Standpunkte der Schulästhetik aufzunehmen suchte, konnte nicht gut genügen, da die Hauptsache, das litterarische Leben, dabei notwendig zu kurz kam. Und wann ist gerade dies litterarische Tagesleben nach der theoretischen Seite in Deutschland, ja man könnte sagen in einem Kulturlande überhaupt jemals wichtiger und einschneidender gewesen als in dem Zeitraume, in dem Braitmaier den Faden der Untersuchung aufnimmt, in dem Zeitraume, der durch die kritische Thätigkeit der Leipziger, Schweizer und Berliner in unsrer Litteratur gekennzeichnet wird! Diese Zeit steht in ihrer Art einzig da in der Geschichte aller Litteraturen. Denn sie zeigt die abnorme, ganz eigenthümliche Erscheinung, daß aus willkürlich gelehrten, abstrakten und rein kritischen Bestrebungen sich wirklich eine lebenskräftige, ja blühende produktive Litteratur ausbildet. Woran das gelehrte „Deutschland“ des vorausliegenden Zeitalters kläglich gescheitert war, das Geschlecht, das einen Lessing zu den seinigen zählte, konnte es durchsetzen. Und das Zeitalter scheint uns — leider — nicht allein merkwürdig durch seinen beispiellosen Erfolg. Es ist eben durch den Erfolg zugleich verhängnisvoll vorbildlich geworden für eine nunmehr epidemisch sich von Deutschland aus verbreitende Litteraturkrankheit, die litterarischen Schulen. In jener Zeit sind die eigentlichen Geburtsjahre jener allerorten in bestimmten Zeitabsätzen auftauchenden mehr oder minder starken und bedeutenden litterarischen Verbindungen zu suchen, die auf außerpoetische Mächte, auf Gelehrsamkeit, litterarhistorische Gründe, ästhetische Lehre sich stützend, neue poetische Wirkungen durchsetzen zu müssen vorgeben. Es ist wirklich so; die kleinlichen Händel jener Leipziger und Züricher Professoren und Berliner Litteraten der Popszeit sind die Erzeuger der modernen litterarischen =aner und =isten aller Litteraturländer, der spezifischen Art und Weise ihres

Auftretens, der noch heute als unentbehrlich geltenden Hilfsmittel und Methode ihres Kampfes.

Diese charakteristische entschiedne Wendung aller Litteraturen zur Gelehrsamkeit war in der Renaissance, im Zeitalter der humanistischen Gelehrsamkeit erfolgt. Allein so vollgepfropft mit Gelehrsamkeit auch damals die poetischen Erzeugnisse waren, so wenig kann man sie doch (ebenso wenig wie das noch abstraktere, metaphysische Wissenschaft verarbeitende poetische Mittelalter) schon als Vertreter einer gelehrten Litteratur bezeichnen in dem Sinne, wie unsre gegenwärtigen Litteraturen gelehrte Litteraturen genannt werden. Der Übergang vollzieht sich allerdings damals, aber sehr allmählich. Er besteht nicht in der Verwendung gelehrter Floskeln und Reminiscenzen. Deswegen kann eine Poesie, wie die Shakespeares zeigt, noch den reinsten Stempel historischer Unbewußtheit zeigen. Diese historische Unbewußtheit, die hier nicht als modern=philosophisches Schlagwort dienen, sondern das Nicht=von=sich=selber=wissen in historischer Hinsicht bezeichnen soll, ging in der Periode, die Braitmaiers Werk schildert, verloren. An ihre Stelle trat jene litterarhistorische Helle, jene Betrachtung der eignen Individualität, des eignen Werks und der eignen Zeit im Flusse der litterarhistorischen Bewegung aller Zeiten und Völker, die nunmehr kennzeichnend wird für das äußere Auftreten und bestimmend für die innere Ausbildung, Richtung und Absicht der Dichter. Gottscheds Zusammenfassung aller kritischen Vergangenheit, seine litterarhistorische Sammelmantel bedeuten in diesem Sinne ganz anders die Inauguration einer gelehrten Litteratur als die naiven Lehrbücher der poetischen Technik und die dilettantische Sprachmeisterei der Renaissance. Wer hatte sich früher gefragt, ob er als Poet „neu“ war? Jeder Schulmeister glaubte von Natur sein heiliges Recht zu haben, die alte Leier zu schlagen, wenn er sie nur kunstgerecht, wenn er sie nur Virgils nicht unwürdig, wenn er sie nur mit Aristoteles im Einklang schlug. Die Schweizer brachten dies ernüchternde, gefährlich herabstimmende Kriterium auf. Wer hätte geglaubt, daß es außerhalb der Kunst und der Poesie in der Nähe der Medizin und der Mathematik eine ganze in sich geschlossene Wissenschaft gebe, von der die Künste ihre Gesetze empfangen? Der deutsche Leibnizianer Baumgarten führte sie ein, und sie erwuchs binnen kurzem zu „deutscher Ästhetik.“ Welches Litteraturknospen hatte sich früher in seiner Entfaltung beängstigt gefühlt durch die Rücksicht auf seine Eigenart? Die Berliner Journalisten forderten sie, sie setzten sie als erste Bedingung vor die Zulassung zum Parnas. Man war nun wirklich auf dem Wege nach dem Lande, das die über „Antik und Modern“ streitenden Franzosen, die psychologisch räsonnirenden Engländer mit der Seele gesucht hatten. Das gelehrte „Teutschland,“ das vordem litterarisch verachtete, hatte es schließlich entdeckt. Und die Entdeckung war litterarisch auch eine neue Welt. Aber sie war teuer erkauft mit dem völligen Verzicht, mit dem Opfer der alten.

Dieser entschiedne, bedeutame Umschwung machte die in Rede stehende Litteraturzeit so wichtig und darum auch ein Eingehen auf die geringfügigsten Vorwürfe, an denen er sich abrollte, notwendig. Durch sich selbst wirkt sie nicht. Sie hat gar nichts litterarhistorisch Repräsentatives, weder im guten noch im schlechten Sinne, sie ist weder eine Verfalls- noch eine Blütezeit im Sinne der Litteraturgeschichten. Eine Verfallszeit war ihr vorausgegangen, die Blüte, zu der sie es in Goethe und Schiller brachte, ist ihrem Rufe nicht zu gute gekommen und steht in der allgemeinen Anschauung gesondert von ihr. Gleichwohl ist die durch Goethe und Schiller bezeichnete Blüte der eigentliche Triumph ihrer Prinzipien. Sie waren die ersten eigentlichen gelehrten Dichter in dem oben erörterten Sinne, und sie haben durch ihr wirksames Beispiel gezeigt, daß der Dichterberuf damit nicht verloren war. Es war kein Zufall, daß solche Dichter gerade aus Deutschland hervorgingen. So wirkten nun mit einemmale deutsche Dichter anregend, ja geradezu erzeugend nach England (Byron), nach Frankreich (Staël, Stendhal-Beyle, die Romantiker), nach Italien (Manzoni), und lehrten durch ihr starkes poetisches Wollen die vielen niederdrückenden Elemente in der neuen litterarischen Anschauung überwinden. Diese Anschauungen waren im Kern, mehr oder minder undeutlich, mehr ein Bedürfnis nach Klärung, als Klarheit bringend, in all diesen Ländern zu gleicher Zeit erwacht. In Deutschland aber — in diesem Zeitraume nun nicht mehr in zweckloser Nachahmung — wurden sie vereinigt und zu positivem Abschluß gebracht. Hier trafen die Pope und Addison und Burke und Home, die Dubos und Batteux, die Conti und Muratori zusammen, und in den gelehrten Winkelblättern deutscher Litteraturparteien wurde ihre oft sehr zweifelhafte belletristische Weisheit (Batteux!) mit heiligem Ernst und schulmäßiger Gründlichkeit hin- und hergeworfen, erörtert, kommentirt, zusammen- und gegenübergestellt, bestritten, verbessert und — überwunden. Die fremde Kost wurde diesmal nicht bloß unverdaut wieder abgegeben, diesmal paßte sie gerade für den deutschen Magen. Die gelehrten Bedenken der Fremden, aus dem dunkeln Gefühl des Absterbens der alten Geisteswelt stammend, erzeugten im Gelehrtenlande die richtigen, ihr zugehörigen Herolde der neuen Zeit: Lessing und Winkelmann.

Es ist also stets der Hinblick auf das Kommende, der Anteil an dem Keimleben großer Entfaltungen, der im Verein mit der einschneidenden historischen Stellung die ins einzelne gehende Beschäftigung mit unserm Gegenstande lohnt. Wie manches (und wie mancher!) in jener Litteratur erscheint nun als notwendig eintretende Vorausnahme, was zu seiner Zeit als zufällig, launisch oder fruchtlos erschien. Selbst der alte Gottsched mit seinen Zeitschriften, seiner Clique, seinem Katheder! Braitmaier erneuert den alten Kampf gegen ihn: man scheint ihm offenbar gegenwärtig in der „Rehabilitirung“ des würdigen Herrn mitunter etwas zu weit zu gehen. Aber gleichviel, ob er nun geschadet oder ob er genügt hat, ob er zwei Gesichter hat, die nicht

nach vorwärts, oder eins, das bloß nach rückwärts schaut, dies Geplänkel der litterarhistorischen Meinung einmal beiseite gelassen: in dem ganzen Manne mit seinem litterarischen Gebaren, mit seiner doch ein klein wenig sogar Goethe vorausnehmenden methodischen Geschäftigkeit, vor allem mit seiner eigensten neuzeitlichen Schöpfung, seiner eng persönlichen, musterhaft disziplinierten Schule steckt doch schon ein gutes Stück neuer, ganz neuer Zeit. Und nicht bloß in dem Manne, auch in der Frau, der ersten jener modernen Diotimen, die ihrem Sokrates unentbehrlich, wo nicht überlegen sind, dem ersten Exemplare jener free women, auf die Stuart Mills Frauenrechte Anwendung fänden, wenn sie nicht einzelne, sondern die Gattung darstellten, jener litterarischen Frau, die mit einemmale ein so ganz andres, so zu sagen selbstverständlicheres, wenn auch leider nicht glücklicheres Gesicht zeigt, als ihre gelehrten und poetischen Vorgängerinnen in der Zeit des Humanismus, im Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten. Da ist Gottscheds Schüler, der junge, früh abgestorbene Elias Schlegel. Er setzt im litterarischen Leben — nach seinen Richtungen betrachtet — eigentlich Wernicke fort, den freien aus der Stuben- und Schulluft in die Weite der großen Welt hinaustretenden Norddeutschen. Und doch wie ganz anders, wie viel entschiedner wendet sich sein litterarisches Gesicht nach vorwärts! Fein, lebhaft, beweglich, im anerzognen Schulton und Schulwitz antretend mit dem eifrigsten Bestreben, aus ihm herauszukommen und in den internationalen Wettkampf einzutreten, daher produktiv und kritisch zugleich, wie solche Naturen sein müssen, stellt er in seiner Persönlichkeit, in seinem zeitlich begrenzten Wirken einen verjüngten Lessing, eine naive Hinweisung auf sein bewußtes Auftreten dar. Die Schweizer, den Norddeutschen feindlich gegenüberstehend, wohl mehr aus geheim gefühltem Gegensatz der Rasse, des Temperaments als aus klar erkannter Meinungsverschiedenheit, zeigen alle Reime des spätern energischen Antiberlinismus, auch wohl noch des „Antivossianismus“ der Romantik. Thut sich in Gottsched die geschäftige Breite des modernen Litteraturlebens auf, so beginnt in Bodmer und seinem gelehrten Freunde Breitinger seine historische Weite, Weite im Sinne von Vielgeteiltheit genommen. Sie greifen zu den Alten zurück, unbefriedigt von den Perücken, die die Akademie ihnen aufgesetzt hatte, wenn sie auch Winckelmann und Herder kaum erst ahnen. Sie erschließen die heimatliche Litteraturgeschichte, sie stellen in Opitz bereits einen Altmeister der deutschen Dichtung auf, Bodmer erneuert ohne Dank wie gebannt durch ein neues kommendes Interesse die alten Minnesinger, die schon Opitz und seine Freunde vergebens emporzubringen versucht hatten. Er schwelgt in der Bibel und in der Idylle patriarchalischer Völkerjugend, freilich noch nicht ein Herder, aber doch ein Förderer Klopstocks. Haller, zu den Schweizern zählend durch Geburt und freiem Flug des Geistes und von ihnen stark in Anspruch genommen, ist der erste ernste Gelehrten- dichter der Deutschen, der erste, der nicht bloß Verse machte, sondern der erste,

der Weltruf und vornehme Stellung mit dem Dichterberufe, nicht bloß dem Dichternamen einte. So nimmt er Goethe voraus, dem der stolze Name wohl nicht bloß gelegentlich polemisch, sondern mehr noch förderlich oft genug den Weg kreuzte. Endlich die Berliner: Abbt, der tief sinnige, so ganz schon eigne Wege wandelnde; Nicolai, das buchhändlerische Schriftstellerzentrum, das allen offenstehende oppositionelle Rezensionstribunal, der allzeit rührige, überall schürende, aufrührende, wenn auch selber beschränkte, die Litteratur um ihres bloßen Fortbestehens halber betreibende Begründer der breiten „Bildungslitteratur“; ganz auffallend, ein völlig neuer Typus, Mendelssohn, der arme, mißbildete, wissenshungrige Jude, der vom vernachlässigten Autodidakten sich zum feinsten Kunsttrichter, zum elegantesten Schriftsteller aufschwingt. Ihm ist Braitmaiers zweiter Band fast ausschließlich gewidmet. Schon in seinen Anfängen weist er die Vorzüge des jungen Dilettanten vor dem unwissenschaftlichen Gerede Baumgartens des „Schulphilosophen“ nach. Seine Vorzüge als Ästhetiker sind überall umfassendste Berücksichtigung der künstlerischen Erscheinungsarten auch auf den außerpoetischen Gebieten, in der Musik und der bildenden Kunst, was ihn zu hervorragendem Anteil an seines Freundes Lessing Laokoon befähigte, ferner tiefe Versenkung in das innere Triebwerk künstlerischen Schaffens hauptsächlich nach der ethischen Seite, wobei die Anschauung freilich oft zu kurz kommt. Als Kritiker in den berühmten „Litteraturbriefen“ tritt in Braitmaiers Darstellung Mendelssohn völlig in den Vordergrund vor den übrigen Mitarbeitern. Sein Verdienst ist die unermüdlige, nachhaltige Ausrodung des überwuchernden Gestrüpps, das, wie immer in Deutschland, so auch damals den Ansatz freier kräftiger Triebe zu ersticken drohte. Aber nicht bloß hierin tritt er als Kritiker gleichberechtigt neben Lessing. Auch Form und Art seiner Kritik ist die wohlthuende notwendige Ergänzung zu der schärfern, herbern, aber darum oft weniger billigen Polemik seines Freundes. „Die Zeitgenossen haben die Lessingische Kritik nicht so unbedingt höher gestellt, als heutzutage allgemein geschieht, freilich oft, weil man die betreffenden Arbeiten sich nicht mehr anzusehen bemüht. Herder z. B. fühlte sich von der herben Strenge Lessings abgestoßen, während ihm die kritische Art des geistesverwandten Mendelssohn durchaus zusagte und zwar hat Herder so geurteilt, ehe er die Namen der jeweiligen Verfasser der Litteraturbriefe kannte.“ Wie Herder, in mannichfacher Hinsicht als Ästhetiker und Kritiker genötigt, sich von Lessing zu emanzipiren, an Mendelssohn anknüpfen konnte, so war er wiederum bestimmt, dessen Schwächen auszugleichen. Ihm vor allen ist jene merkwürdige Beseelung in der ernüchterten Gesamtanschauung der Poesie zu danken, die es möglich machte, zugleich mit der klarsten wissenschaftlichen Beherrschung ihrer Vergangenheit doch noch eine produktive Gegenwart von dem Glanze der Goethe-Schillerschen Zeit heraufzuführen.

Aus diesem Grunde ist es dem angezeigten Werke eigentlich notwendig, den positiven Abschluß der geschilderten kritischen Periode in sich zu befassen. Es wäre schade, wenn die beiden Bände in dieser Hinsicht ein Torso blieben. Namentlich die Wechselwirkung in der Gegenüberstellung von Lessing und Herder macht dies trotz der reichen Litteratur namentlich über Lessing immer noch zu einer dankbaren Aufgabe, deren Ausführung die vielen angespannten Fäden innerhalb des Rahmens von Braitmaiers Werk geradezu herausfordern. Sollte sich ihr der Verfasser unterziehen, so ist er überdies, zumal durch die Behandlung Herders, noch mehr vorbereitet und angeregt zur Lösung einer Hauptaufgabe, zu der er bei seinem Aufgehen in diesem Studienkreise berufen ist: zur Darstellung der allgemeinen Geschichte der litterarischen Kritik. Er müßte dann freilich einen gewissen bequemen Gang zu analytischen Inhaltsberichten der einzelnen Werke, dem die Spezialaufgabe bei seiner hierfür nur zu gewandten Feder Vorschub leistete, völlig unterdrücken. Denn dieser große allgemeine Vorwurf würde die möglichste Zusammenpressung, die deutlichste Herausarbeitung des Gemeinsamen und die übersichtlichste Gruppierung der Spiel- und Unterarten auf diesem wichtigen und überreichen Felde der geistigen Thätigkeit erfordern. Dann aber könnte der Verfasser nicht bloß der heimischen Litteratur- und Gelehrtengegeschichte, sondern der internationalen Wissenschaft ein Werk liefern, das an Fruchtbarkeit und Belehrung, an theoretischem Nutzen und praktischer Nützlichkeith die Bearbeitung jedes noch so bedeutenden Stoffes ausstechen könnte.

K. B.



## Ludwig Pfau's Gedichte



Das höchste Lob, das man einem Dichter, ja einem Künstler überhaupt zollen kann, ist unstreitig das, daß er mit dem Talent, welches ihm zugemessen gewesen ist, das möglichst Gute in seiner Kunst erreicht hat. Dieses Lob ist darum so wertvoll, weil es nicht bloß ästhetischen, sondern auch sittlichen Wert hat. Es setzt sehr viele Tugenden voraus, Tugenden, die man nicht häufig findet. Es sagt zunächst, daß der Künstler eine reiche und klare Einsicht in die Aufgabe und in das Wesen seiner Kunst besitzt und demgemäß seine Begabung verwendet hat; diese Erkenntnis ist ebenso selten, als es wenige Künstler giebt, die nicht bloß instinktiv schaffen, nicht bloß unbewußt ihr Talent